

<b>Zeitschrift:</b>	Bauen, Wohnen, Leben
<b>Herausgeber:</b>	Bauen, Wohnen, Leben
<b>Band:</b>	- (1953)
<b>Heft:</b>	11
 <b>Artikel:</b>	Die Macht der Natur - Gedanken eines Städters
<b>Autor:</b>	F.R.
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-651009">https://doi.org/10.5169/seals-651009</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



ZEITSCHRIFT FÜR GUTES BAUEN, SCHÖNES WOHNEN UND GESUNDES LEBEN FRÜHLING 1953

NUMMER 11

Redaktion: Hans Ott, Zürich Verlag: Cicero-Verlag, Zürich Druck: Genossenschaftsdruckerei Zürich

## Die Macht der Natur – Gedanken eines Städters

Der Mensch konnte sich nur dadurch aus primitiven Urzuständen zu seiner heutigen kulturellen Höhe erheben, daß er Macht erwarb über die Tiere, über die Schätze der Natur und über ihre Kräfte. So ist er Viehzüchter geworden, so wurde er Ackerbauer, so schuf er seine Maschinen und seine riesigen Städte, so überwand er Raum und Zeit und legte Verbindungen zu allen Teilen der Erde.

Eines aber konnte er nicht und eines wird er nie können: der Natur entrinnen. Er hat sich aus ihrem abhängigen Sklaven zu ihrem Herrn emporgearbeitet, aber er ist im Prinzip geblieben, was er in Urzeiten war: einer, der im weitesten Sinne des Wortes von der Natur lebt.

Diese unentzerrbare Naturverbundenheit ist etwas, was dem modernen Kulturmenschen selten voll und ganz zu Bewußtsein kommt. Er nimmt das, was er hat und genießt, was er gebraucht und anwendet, nicht unmittelbar aus der Natur, aus der es kommt, sondern aus den Händen der menschlichen Gesellschaft. Darum denkt er dabei an sie und nicht an die Natur. Bei den Nahrungsmitteln, die wir bei den Händlern der Städte erstecken, denken wir wohl noch manchmal an ihren Ursprungsort. Beim Brot an die Getreidefelder, beim Fleisch an die Viehweiden, beim Obst an die Gärten usw. Wer aber denkt bei Bett, Tisch und Stuhl an den Wald, in dem das Holz wuchs, aus dem diese Dinge hergestellt wurden? Wer sieht hinter dem Kupferkessel den aufgerissenen Leib der Erde, aus dem das Metall geborgen wurde? Wer hat in seinem Denken einen Zusammenhang zwischen dem Anzug, den er kauft, und der Baumwollplantage oder den Schafherden ferner Landstriche, wer stellt sich, wenn er einen Pelz kauft, etwas von dem Leben des Tieres vor, dem er vom Leib gezogen wurde, und wer denkt bei der Lektüre seiner täglichen Zeitung daran, daß sie, die jetzt die Lettern eines Leitartikels tragen muß, einmal Teil eines Baumes mit rauschender Laubkrone war, in deren Zweigen die Singvögel jubilierten?

Der Mensch und die menschliche Gesellschaft sind aber überhaupt so sehr zum Bewußtseinsinhalt des modernen Kulturmenschen geworden, daß daneben auch für nicht rein materielle Zusammenhänge zwischen Mensch und Natur wenig übrigbleibt. Dichtung, Kunst und Wissenschaft haben den Prozeß der geistigen Naturentfremdung noch nach

Kräften gefördert, indem sie zum Gegenstand ihrer Betrachtung und Darstellung immer wieder den Menschen und seine Beziehungen zu anderen Menschen, zur menschlichen Gesellschaft machten. Und diese Naturentfremdung steigert sich bei einer gewissen geistigen Überbildung geradezu zur Verachtung der Natur. Der Begriff Natur ist dann gleichbedeutend mit roher *Urkraft*, minderwertiger *Primitivität*, über die man sich mit seinem differenzierten Denkkapparat erhaben fühlt.

Ausgezeichnet finden wir übrigens dieses spezifisch großstädtische Verhältnis zur Natur bei Fontane formuliert, der ja selbst der erste bewußte *Großstädter* der deutschen Literatur war. Er sagte: «Was einzig und allein dauernd dem Menschen genügt, ist nur immer wieder der Mensch. Nichts ermüdet schneller als die sogenannte schöne Natur. Die Guckkastenbilder müssen ihre Zauber wechseln, wenn man sie überhaupt erträgt soll.»

Fontane schrieb diese Sätze als junger Mensch in den fünfziger Jahren des verlorenen Jahrhunderts. Und sein Verhältnis zur Natur ist das Verhältnis aller jener handfesten *Realisten* geworden, die in den folgenden Jahrzehnten mit fieberhaftem Hochdruck daran arbeiteten, die Wunderwerke der technischen Kultur zu schaffen, die uns heute umgeben. Daneben träumten freilich viele ardore ruhig den Traum der Romantik weiter. Sie kehrten dem immer mehr wachsenden Lärm des Tages bewußt den Rücken und fanden, etwa mit Eichendorff, in der Natur jene poetische Stimmung, die ihr Dasein idyllisch vergoldete. Aber die Dampfsirenen der neuen Fabrikkolosse, die schrillen Piffffe der Lokomotiven und das unruhige Gehämmern der Bewegungsmotoren rissen bald auch den weltentrücktesten Träumer aus seiner Idylle heraus. Und ehe er sich's versah, wurde er hineingewirbelt in das nervös hastende Treiben einer neuen Zeit, die ihre besten Kräfte auf die Vervollkommenung der technischen Hilfsmittel zur Erzeugung und Beförderung immer neuer materieller Werte konzentrierte.

Obwohl nun das Zeitalter der Technik, die gegenwärtig jüngste Etappe auf dem Wege des kulturellen Aufstieges der Menschheit, vor kaum mehr als hundert Jahren fühlbar einsetzte, macht sich immer stärker eine Bewegung bemerkbar, die nicht anders als eine Flucht vor den verheerenden Wirkungen dieses Zeitalters auf Leib und Seele der

Zeitgenossen gedeutet werden kann, als eine Flucht aus dem überhitzen Treibhaus der Kultur in die Natur. Sie nahm bezeichnenderweise ihren Ausgang von den *Hochburgen der Technik*, den *Großstädten*. Aus dieser Bewegung will ich die drei wichtigsten Gruppen ins Auge fassen.

Ihr strömen die Menschen zu, die in der Natur nicht nur die Quelle für Kraft und Stoff sehen. Diese Menschen brauchen die blumen-durchwirkte Bergwelt, den Käfer und den Falter, die Schlange und die Eidechse, den Drosselschlag

und den Eulenruf, den kreisenden Raubvogel am Himmel und das fröhliche Wassergeflügel, den rieselnden Bach und das unheimliche Moor, die gewaltige Wetterfichte auf steiniger Höhe und die knorrige Eiche am Wegrand. Sie brauchen die Natur, weil sie nach der zer-mürbenden Arbeit einer Woche alles Ermattende von ihnen nimmt und Herz, Sinn und Seele zu neuem Tun stärkt.

Das tiefste, oft gar nicht bewußte, sondern nur instinkthaft gefühlte Motiv, das zur Scholle treibt, ist die Sehnsucht nach schöpferischem Tun, die Sehnsucht, wenigstens in einem Bezirk des Daseins ein Eigner zu sein. Sehen, wie ein individuellen Tun und Wirken selbstgestellte Ziele erreicht, selbstgewählte Erfolge erzielt, sehen, wie die Hand, die den Samen in die Erde streut, den Schößling hegt und betreut, die Frucht empfängt, eingreifen können mit ordnender, zwingender, kindlicher Hand in das Leben der organischen Natur, hier einer Rebe den Weg weisend, den sie in allzu eigenwilligem Entwicklungsdrang verfehlt an der Hauswand hinauf, den Fensterrahmen entlang, schattend und zierend, dort eine Vielheit von Blütenpflanzen zum farbigen Bild vereind – das ist's, was viele von denen wollen, die heute als Maschinen- oder Schreibzilscherfberufstätige in der rationalisierten, mechanisierten Teilarbeit stehen.

Weniger auffällig als die Wander- und Siedlungsbewegung ist die Tierwelt doch dem, dem geistigen Leben des Großstadtmenschen einige Aufmerksamkeit widmet, ohne weiteres an dem wachsenden Bedürfnis nach einer Literatur erkennbar, die irgendwelche Aufschlüsse über die Art und das Wesen der Tiere verspricht. Ist das nicht wie eine Flucht aus Haß und Streit der Zeit in eine andere Welt? Die Tierwelt ist zwar auch keine Welt des Friedens. Nichts törichter als der Glaube an den stillen Frieden in der Natur. Aber in der Welt des Tieres wird der Mensch für kurze Zeit frei von dem Gefühl der Schicksalsgebundenheit, an die menschliche Gesellschaft, und das bedeutet seelische Entspannung. Und wer da, gut geführt, in die Tierwelt eindringt, dem mögen wohl einige auffallende Unterschiede zwischen Tier und Mensch wohltuend zum Bewußtsein kommen. Jedes Tier will sich erhalten und fortpflanzen. Darauf zielt sein ganzes Handeln. Dazu braucht es aber weder die menschliche Eigentumsgier noch das menschliche Macht- und Geltungsbedürfnis, die, zusammen genommen, so vieles in Fluch und Elend verkehren, was menschlicher Geist an guten und glücklichen Einrichtungen ersint und menschliche Geschicklichkeit ausübt.

Auf welchem Weg der Einzelne heute aber auch immer zur Natur findet, auf welche Art er auch immer die befriedende Macht des Na-

tur erlebt, er wird niemals der täglichen Welt den Rücken kehren und in selbstversunkene Schwärmerie verfallen. Und das unterscheidet seine Naturliebe wesentlich von der Naturliebe vergangener Zeiten. Zur Zeit Eichendorffs und der Romantiker liebte man die Natur mit dem Herzen, und heute liebt man sie mindestens ebenso sehr mit dem Verstand. Die neue Naturliebe entspringt dem Bewußtwerden einer höchsten Zweckmäßigkeit des Naturverbundenseins. Jetzt sehen wir die Natur mit klaren, prüfenden, forschenden Blicken an und nicht mit der verschwommenen Rührseligkeit des unklaren Schwärmers. So zeigt sich uns auch die gebieterrische Notwendigkeit eines weitestgehenden Naturschutzes, denn mit der gedankenlosen Raubwirtschaft, die auf der ganzen bewohnten Erde, aber insbesondere in Europa im letzten Jahrhundert getrieben wurde, kann und darf es nicht weitergehen, wenn nicht letzten Endes unsere Existenzmöglichkeiten gefährlich bedroht werden sollen. Wir wollen hier nur auf die Gefährdung des Klimas und der Anbauflächen durch die katastrophale Verringerung der Waldmassen hinweisen.

Über den Einfluß des Waldes auf das Klima liegen so klare und einwandfreie wissenschaftliche Arbeiten vor, daß die ausschlaggebende Bedeutung des Waldes als Feuchtigkeitsregulator außer Zweifel steht. Ueber die Wichtigkeit der Waldbestände im Umkreis der Städte haben wir in Nr. 9 ausführlich referiert. Was der Wald für Klima und Bodenkultur im aufbauenden Sinn bedeutet, hat man deutlich gesehen, als man in Steppegebieten weite Strecken aufforstete. Die Landschaft wurde durch den neu erstandenen Wald vor den verheerenden Winterstürmen geschützt, und es stellte sich Regen dort ein, wo früher der Trockenheit halber kein Ackerbau möglich war. Was aber die Waldvernichtung für die gesamte Kultur eines Landes bedeutet, können wir aus der Geschichte der Völker lernen. Ist nicht der ausgetrocknete Orient ein furchtbar einprägsames Beispiel? Mit den Wäldern verschwanden die Quellen, mit den Quellen die Flüsse. Kleinasiens wurde eine Wüste. Kleinasiens wurde eine Wüste. Griechenland ein Steinfeld.

Lehrt uns nur die Natur die Grenzen unserer Macht erkennen, so zeigt sie uns zugleich, daß wir einer höheren Ordnung der Dinge unterworfen sind als es die Organisation der menschlichen Gesellschaft ist und daß wir nicht ohne empfindliche Strafe gegen diese höhere Ordnung verstößen dürfen. Und so vermag die Natur das größte Werk ihrer befreien Macht zu vollbringen, indem sie uns von dem Stolz und Hochmut jener menschlichen Selbstvergötterung befreit, die uns, sehr zu unserem Nachteil, vergessen läßt, daß wir nicht Sondergeschöpfe, sondern Mitgeschöpfe aller Lebenden sind. F. R.

